



Klassik

Unwiederholbares Mammutprojekt

Zwei Jahre lang hat Christine Schornsheim in einer wahren Mammutkoproduktion von WDR und Capriccio auf 13 CDs so gut wie alles eingespielt, was Joseph Haydn für Solo-Tastensinstrument komponierte. Eine 14. CD bietet in einem – für jeden – hochinteressanten Gespräch zwischen Schornsheim und dem Musikwissenschaftler Clemens Goldberg Erhellendes u. a. zu Haydns Musik, Leben und den verwendeten Instrumenten.

Nebenbei erwähnt sei, dass solche wunderbaren Projekte durch die große Lücke, die der Ruhestand von Barbara Schwendowius, der Produzentin der vorliegenden Aufnahme, im WDR hinterlässt, in Zukunft wohl rar werden. Da geht eine legendäre Ära zu Ende, die, wie zu befürchten steht, niemand gewillt ist, adäquat fortzusetzen.

Auf fünf verschiedene Instrumente, größtenteils aus der enormen Sammlung des

WDR, verteilt Schornsheim das riesige Opus, in dessen Entstehungszeit sie alle Verwendung fanden: zwei (sehr verschiedene) Cembali, ein Clavichord und zwei Hammerklaviere. Warum aber wird sie Haydn gerechter als beispielsweise ein „weichgespülter“ Lang Lang? Weil ihr Haydn keinen Brahms und keinen Chopin kennt; weil jeder Keil, jeder Bogen und auch noch jeder Keil mit Bogen der Haydnschen Vorlage seinen eigenen, einleuchtenden, zuweilen ungehörten Sinn bekommt; weil das linke Pedal des Broadwood-Flügels die Tore in eine andere Welt öffnet und nicht einfach leise ist; weil die fast aberwitzigen Register des Kirkman-Cembalos Farben bieten, mit denen Schornsheim nicht nur Haydns Humor überzeugend darstellt; weil Wiederholungen nicht eingespart werden, sondern mit geschmackssicheren Verzierungen einen neuen Einblick bieten. Letzten Endes aber



auch, weil Schornsheims Spiel über jede Authentizitätsfrage erhaben ist.

Peter Szesny

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Haydn, Sämtliche Klaviersonaten;
Christine Schornsheim (2004)
Capriccio/Delta 14 CD 49 404 (888')



Klassik

Johnsons neue Lied-Enzyklopädie

Die erste Folge aller Lieder Gabriel Faurés bei Hyperion sticht sogleich mit einem attraktiven Cover-Bild ins Auge, später erfreut das reiche Begleitmaterial, namentlich die fundierten Anmerkungen des Pianisten Graham Johnson (leider nicht auf Deutsch). Eine Gesamtausgabe der Fauré-Gesänge hat es zumindest schon einmal mit Elly Ameling und Gérard Souzay gegeben. Johnson hält zwar die Entstehungschronologie der Lieder ein, bündelt sie aber thematisch („Au bord de l'eau“). Der weite Zeitrahmen ermöglicht u. a. die Feststellung, dass Fauré seinen Stil nie wirklich änderte, allenfalls modifizierte. Selbst zwischen „Les matelots“, einem harmonie- und melodiegesättigten Frühwerk von 1870, und dem Zyklus „L'horizon chimérique“ von 1921 lassen sich Verbindungslinien herstellen. Faurés Kompositionen wirken immer leicht

verschleiert und nach innen gerichtet. Selten wölbt sich die primär lyrische, verhaltene Musik dramatisch auf. Mehr als nur ein Hauch von „tristesse“ liegt über die Lieder ausgebreitet, so dass das oft fallende Wort „larmes“ fast ebenso gut als CD-Titel getaucht hätte. Umso überraschender der kapriziöse Schmetterlingstanz der Duett-„Tarentelle“ op. 10 Nr. 2. Doch kommt vor allem auf seine Kosten, wer für Melancholie empfänglich ist.

Die Sänger, welche Graham Johnson um sich geschart hat, sind mit dem Nobelstil Faurés allesamt bestens vertraut. Pars pro toto seien genannt: die wieder mal wunderbare Felicity Lott, der zartfühlend gestaltende John Mark Ainsley und der superbe Christopher Maltman. Getragen und beflügelt wird ihr Gesang von Graham Johnsons feinsinniger, diskreter Begleitung.

Matthias Norquet



Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Fauré, Sämtliche Lieder Vol. 1; Felicity Lott, Jennifer Smith, Geraldine McGreevy (Sopran), Stella Doufexis (Mezzosopran), John Mark Ainsley (Tenor), Christopher Maltman, Stephen Varcoe (Bariton), Graham Johnson (Klavier) (2002-04)
Hyperion/Codæx CD A67333 (69')



Klassik

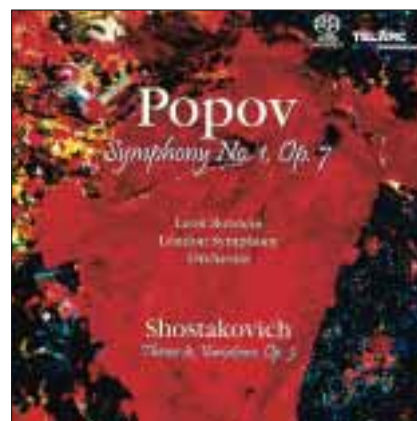
Tief schürfender Geniestreich

Die Schatten von Dmitri Schostakowitsch und Serge Prokofieff sind lang. Doch es gab mehr Komponisten von Format zu Zeiten der Sowjet-Diktatur. Einer von ihnen war Gavriil Popov. 1904 wurde er geboren, wie Schostakowitsch studierte er am Leningrader Konservatorium, oft bei denselben Lehrern. Über Popov las man in der 1980 erschienenen Ausgabe des „New Grove“, der bedeutendsten englischsprachigen Musikenzyklopädie, genau zwölf Zeilen. 110 Zeilen zu wenig. Das bemerkten die Herausgeber und fügten die der Ausgabe von 2001 hinzu; nun berichtet der Artikel gründlicher von Popovs Schicksal eines der Vergessenen, Eingeschüchterten.

Die tontechnisch brillante Veröffentlichung seiner grandiosen ersten Sinfonie bei Telarc bezeugt es: Popov, der 1972 starb, war ein hochbegabter Komponist, der sein Talent aber nicht vollkommen entfalten konnte;

ob aus politischer Anpassung oder anderen Gründen, ist ungeklärt. Die erste Sinfonie, uraufgeführt vor genau 70 Jahren, dreisätzig wie Schostakowitschs Vierte, ähnlich düster, ohne aber deren Masken der Groteske, ist ein Geniestreich. Der Kopfsatz weist auf Alfred Schnittkes Schichtungen voraus, das tief schürfende Largo umweht Tragik. Nur der zehnminütige Finalsatz spiegelt die Krise der sinfonischen Form wieder, die Schostakowitsch in der Vierten, zu thematisieren, türmt Popov eine scriabinsche Apotheose nach Art des „Poème de l'extase“ auf – in diesen exorbitanten Takten kommt das vorzügliche London Symphony Orchestra, das Leon Botstein engagiert dirigiert, leicht aus der Puste. Dem Hörer geht's nicht anders. Gerne hätte man als Zugabe mehr Musik von Popov statt einer Fingerübung von Schostakowitsch gehört.

Götz Thieme



Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Popov, Sinfonie Nr. 1; Schostakowitsch, Thema und Variationen op. 3; London Symphony Orchestra, Leon Botstein (2004)
Telarc/In-Akustik SACD 80642 (66')



Jazz

Fesselnde Fusion

Mindestens seit den 1970er Jahren träumt der Jazz von einer Fusion mit den Folkloren der Welt. Die Versuche dazu waren Legion, nur ganz selten waren sie mit Erfolg gesegnet. Zu oft scheiterte man an der ererbten Arroganz des Westens, der sich aus der fremden Kultur nahm, was passte, und aus zusammengestohlenen Exotismen sein eigenes, altes Süppchen kochte.

Erst in den letzten Jahren mehrten sich die gelungenen Gerichte – Bands arbeiten kontinuierlich am fremden Material, treffen auf Musiker der anderen Kulturen und hören ihnen zu. Und auch die Musiker der „Gebirgländer“ haben sich verändert – oft sind sie selbst improvisierende Künstler mit Erfahrungen in Fusionen: Ein neuer, gemeinsamer Wortschatz hat sich entwickelt, und das Gespräch miteinander ergibt eine fesselnde neue Musik.

So im Fall des Saxophonisten und Klarinetisten Matt Darriau und seines „paradox“ benannten Quartetts, zu dem hier der bulgarische Kaval-Spieler Theodosii Spassov tritt. Darriaus Gruppe besteht seit 1991 und versammelt Musiker mit reichen Spielerfahrungen im Bereich osteuropäischer Folklore-Jazz-Fusionen. Aus dem Spiel von Musikern wie Darriau oder dem Gitarristen Bred Shepik hört man Jazz-Wurzeln ebenso wie diese gelebte, andere Tradition. Und wenn dann noch mit Seido Salifoski und Spassov Musiker im Spiel sind, die aus dem Aufwachsen in der anderen Tradition andere Klangkonzepte ins Spiel bringen, erhält die Fusion endgültig ihr Leben. Diese Mischung an Klängen – Spassovs Hirtenflöte zu Darriaus Altsaxophon und zu Rufus Cappadocias brillantem Cello – macht „Gambit“ zu einem uneingeschränkten Erfolg.

Stephan Richter



Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Matt Darriau Paradox Trio, Gambit; Matt Darriau (as, cl, gaida), Brad Shepik (el-g), Rufus Cappadocia (vc), Seido Salifoski, Matt Kilmer (perc), Theodosii Spassov (kaval, voc) (2001/02)
Enja/Soul Food CD 9474 2 (60')